

Elvira Glaser
und Andreas
Nievergelt: Die
Forscher suchen in
einem alten Codex
nach eingeritzten
Schriftzeichen.



Spuren der Sprache

In mittelalterlichen Büchern verbergen sich die ältesten deutschen Wörter, eingeritzt in Pergament. Forscher nehmen sie im Kloster St. Gallen unter die Lupe. Von Kai Michel

Andreas Nievergelt zieht weisse Handschuhe an und zückt die Taschenlampe. Langsam lässt er den Lichtkegel über die Buchseiten wandern. Dabei starrt er gebannt auf die lateinische Handschrift. In bestechender Gleichmässigkeit füllt sie das Pergament. Vorsichtig blättert er die Seite um. «Da ist etwas», flüstert er. Wo? Beim besten Willen ist nichts zu entdecken. «Hier», zeigt der Germanist. Feine Linien sind schattenhaft zwischen den Zeilen zu erkennen, ganz ungenau. Sind das nicht bloss Kratzer? Oder die Falten des alten Schafs, das seine Haut für dieses Pergament lassen musste? Andreas Nievergelt schüttelt den Kopf und fängt an, die seltsamen Zeichen zu entziffern.

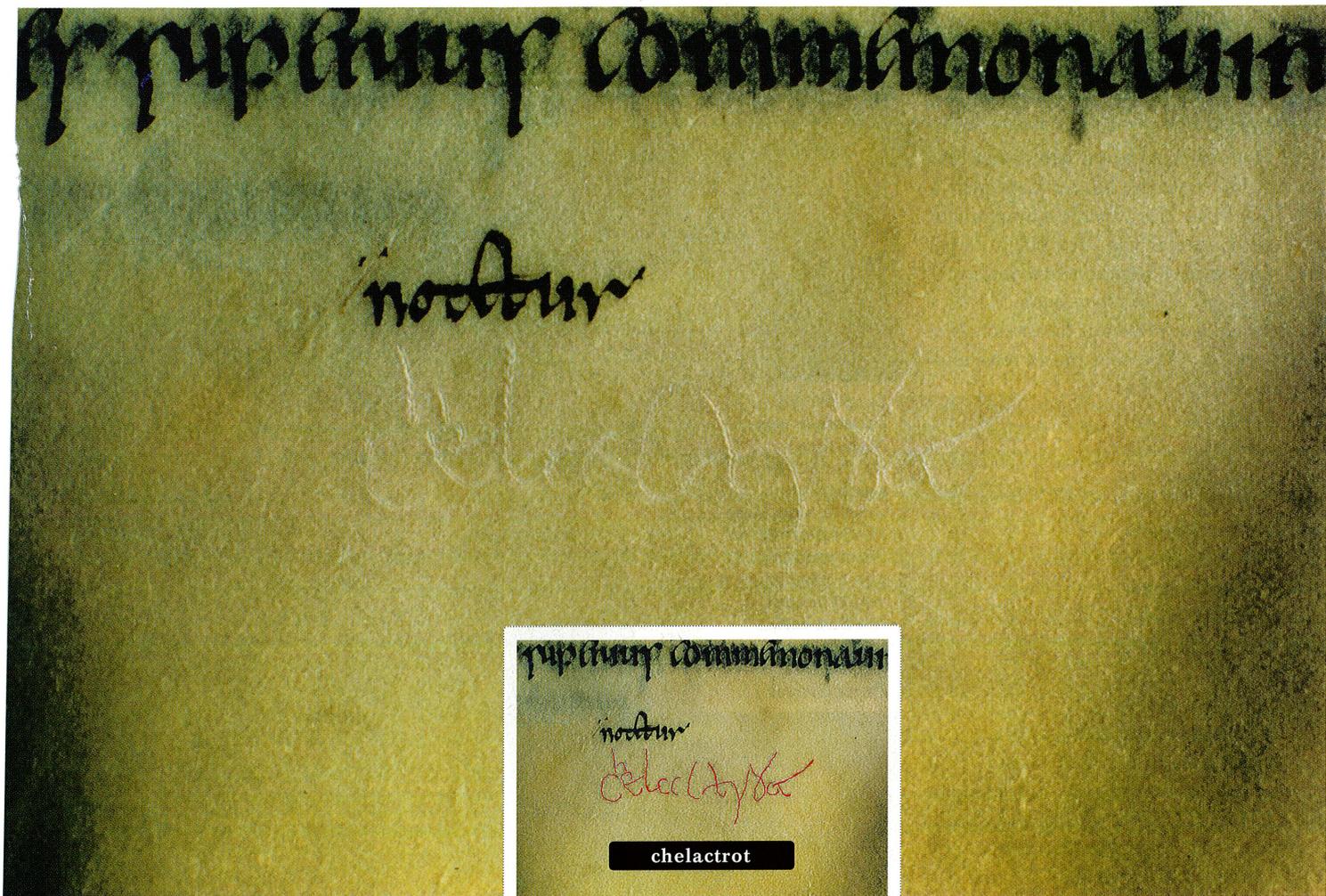
Über 1200 Jahre ist der mittelalterliche Codex alt. Geschrieben wurde er einst hier im Kloster St. Gallen. Generationen von Wissenschaftlern haben ihn studiert. Doch das, was Nievergelt jetzt im Leseaal der Stiftsbibliothek entdeckt, hat kaum jemand zuvor gesehen: Buchstaben, Wörter, die mittelalterliche Mönche mit einem Griffel aus Holz oder Knochen ins Pergament ritzen. Sie verbergen sich nahezu unsichtbar zwischen den Zeilen des lateinischen Textes.

«Da ist ein R. Und das könnte ein N sein – oder ein M.» Nievergelt notiert Buchstaben um Buchstaben. Was wurde denn in die kostbare Handschrift gekritzelt? «Die Mönche machten das, was wir

heute noch tun, wenn wir ein fremdes Wort nicht kennen», erklärt der Germanist. «Sie schrieben die Übersetzung daneben.» Manchmal haben sie sich auch eine Notiz gemacht, in seltenen Fällen sogar in Geheimschrift.

Unbeholfene Krakeleien

Was kümmern uns solche Krakeleien? Da kann man doch gleich heutige Bibliotheksbücher nach Studentenschmiereien durchsuchen. «Wir finden hier die ersten deutschen Wörter», sagt der Germanist. «Mit ihrer Niederschrift fängt das Deutsche im 8. Jahrhundert an, eine Schriftsprache zu werden.» Ohne diese unbeholfenen Krizeleien der mittelalter-



chelactrot

Entzifferte «Griffelglosse»: Das mit einem Griffel ins Pergament geritzte Wort «chelactrot» ist rot nachgezeichnet (kleines Bild) besser lesbar. Es bedeutet auf Althochdeutsch «getadelt» und wurde von einem unbekanntem Mönch als Übersetzung unter das lateinische Wort «notetur» platziert.

lichen Mönche müssten wir heute womöglich immer noch in Latein schreiben.

«Griffelglossen lautet der Fachbegriff», erläutert Elvira Glaser. Die Professorin an der Uni Zürich leitet ein Forschungsprojekt, das sich um die Verschriftung des Deutschen dreht und zum Nationalen Forschungsschwerpunkt «Medienwandel» gehört. Zwar gibt es auch Glossen, also Worterklärungen oder Kommentare, die mit der Feder ausgeführt wurden. Doch Tinte war wertvoll, einen Griffel hingegen besass jeder Mönch, um auf seiner Wachstafel die alltäglichen Schreiarbeiten zu erledigen. Ins Pergament liessen sich damit ganz diskret Buchstaben ritzen. Auch heute nimmt man eher den Bleistift als einen fetten Kuli, um sich etwas in einem Buch zu notieren.

Das Eindrückliche daran: Die Mönche taten das in einer Sprache, in der noch nicht geschrieben wurde. Deutsch, genauer gesagt jene westgermanischen Dialekte, die wir heute als Althochdeutsch bezeichnen, war die gesprochene Alltagssprache des Volkes. «Dass das Deutsche überhaupt eine Kultur- und Wissenschaftssprache wurde – das fängt hier an», sagt Elvira Glaser. Deshalb sucht sie gemeinsam mit Andreas Nievergelt in der St. Galler Stiftsbibliothek nach jenen Mosaik-

steinchen, anhand derer sich das Anfangsbild der deutschen Sprache rekonstruieren lässt.

Zauberwörter unter der Lupe

Aber wie schreibt man in einer Sprache, in der noch nie geschrieben wurde? Ein bisschen ist es, als würden wir heute einen Kommentar auf Schweizerdeutsch zu Papier bringen: Wie schreibt man denn Schwyzerdütsch? Schwiizertütsch? Damals gab es noch keine Orthografie, nicht einmal die Macht der Gewohnheit. «Man hat die lateinischen Buchstaben in ihren Lautwerten genommen und damit notdürftig versucht, althochdeutsche Wörter wiederzugeben», erklärt Elvira Glaser.

Je nach Person und Dialekt verfiel man auf unterschiedliche Lösungen. Die gesprochene Vorsilbe «ge-» wurde mal als «ca», mal als «ke» oder «gi» niedergeschrieben. Mitunter ist das Ringen um den richtigen Ausdruck noch sichtbar. Elvira Glaser zeigt eine Griffelglosse: «chelactrot»

«Griffelglossen» heissen die Kritzeleien der Mönche, die sich nahezu unsichtbar zwischen den Zeilen lateinischer Texte verbergen.

«getadelt»). Der Schreiber notierte das gesprochene «ge» erst als «ce», hatte dann das Gefühl, es nicht recht getroffen zu haben, und schrieb noch ein «h» darüber (siehe Bild Seite 59).

So viel Improvisation erschwert das Entziffern. Nievergelt hat zur Lupe gegriffen und lässt das Taschenlampenlicht mal von hier, mal von dort übers Pergament gleiten. Der Schattenwurf des Streiflichts zeichnet die Furchen nach. M - O - R, so fängt das Wort an; da ist sich Nievergelt sicher. «Mitunter rätselt man endlos an einem Wort und kriegt es doch nicht raus.» Die Glosse ist zu verdreckt, platt gedrückt oder schlicht zu krakelig. «Man braucht eine hohe Frustrationstoleranz», gesteht Nievergelt. Aber jetzt hat er alle Buchstaben beisammen: M-O-R-K-A-N. Klingt nach einem Zauberwort.

Nievergelt sucht den lateinischen Text rund um den Eintrag ab. Ein Lächeln spielt um seine Lippen, die Lupe ist fündig geworden: Er zeigt auf das lateinische Wort «cras». Nievergelt guckt prüfend – gibt dann aber selbst die Antwort: «Cras heisst «morgen» – «morkan» eben.»

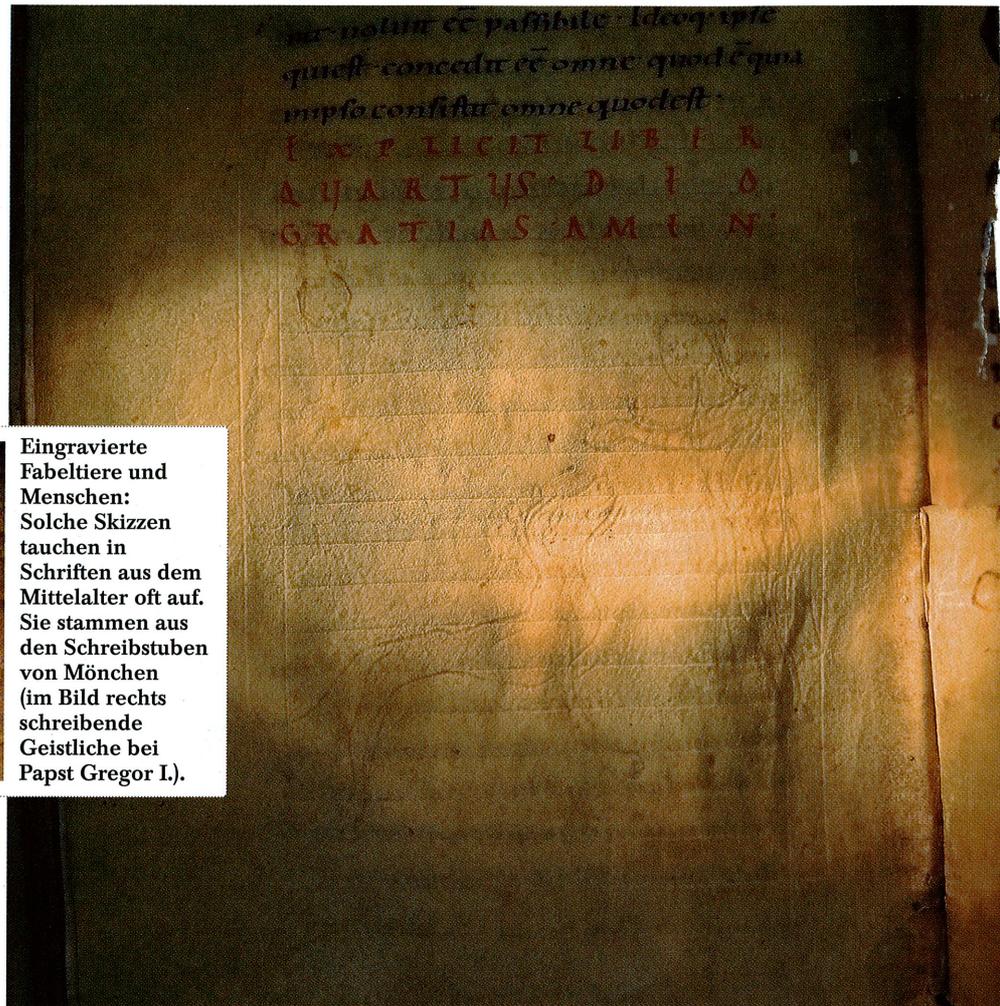
Ausser den Mönchen konnte niemand schreiben

Bisher schenkte die Wissenschaft den Glossen so gut wie keine Aufmerksamkeit. Was soll man mit einzelnen Wörtern? «Man kümmerte sich lieber um die althochdeutschen Texte, die eine gewisse literarische Qualität besaßen», erklärt Elvira Glaser. Das war ein Fehler: Die ersten Griffelglossen datieren aus der Zeit um 750 nach Christus und sind damit ein halbes Jahrhundert älter als die frühesten althochdeutschen Texte, die auch nur sehr kurz waren.

Wer die Anfänge des Deutschen rekonstruieren will, der kommt also an den Griffelglossen nicht vorbei. Ohne diese ersten Formen des Schriftdeutschen hätte vielleicht weder Luther die Bibel übersetzt noch Schiller den «Wilhelm Tell» geschrieben. Glaser zeigt auf die Handschriften, die noch auf dem Tisch des Lesesaals pa-



Eingravierte Fabeltiere und Menschen: Solche Skizzen tauchen in Schriften aus dem Mittelalter oft auf. Sie stammen aus den Schreibstuben von Mönchen (im Bild rechts schreibende Geistliche bei Papst Gregor I.).



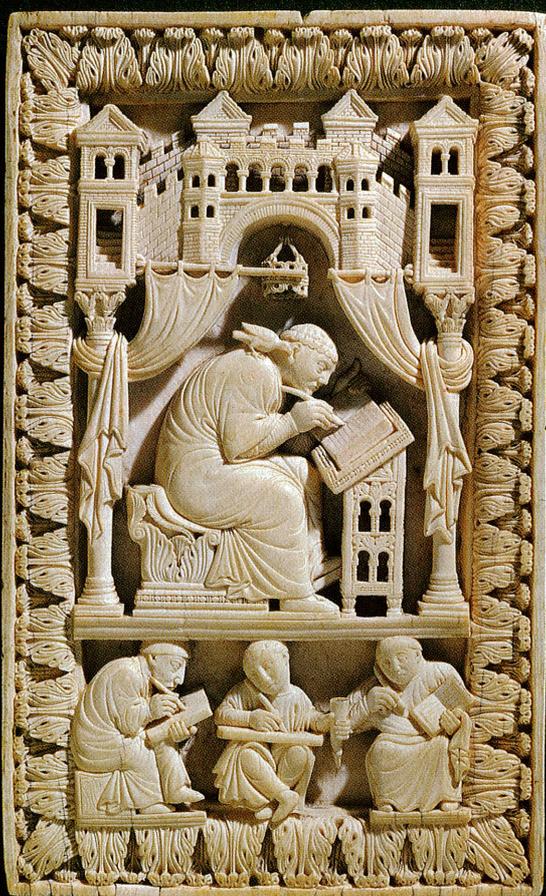
rat liegen: ein Evangeliar aus dem 9. Jahrhundert und die «Cura Pastoralis», in der Papst Gregor der Grosse schreibt, wie man ein guter Priester wird. «Die Ausbreitung des Christentums gibt den Rahmen für die Anfänge der deutschen Schriftsprache», erklärt die Professorin. Unter den Karolingern wurden zahlreiche Klöster gegründet, die Schreibstuben unterhielten. Mönche kopierten dort Bibeln und liturgische Bücher, aber auch Werke antiker Autoren. An den Klosterschulen wurden die Grundlagen für die Missionstätigkeit gelehrt. Schreiben konnte damals sonst niemand.

Nievergelt hat inzwischen die Lupe beiseite gelegt und reckt sich. «Oft gehe ich abends mit roten Augen und krummem Rücken nach Hause.» Aber die Faszinati-

on seiner Detektivarbeit macht das wett. «Manchmal glaube ich, den Mönch, der in seiner Klausur sass und versuchte, den Text zu verstehen, wirklich vor mir zu sehen. Seine Spuren sind auch nach über 1200 Jahren noch sichtbar.» Sichtbar? Eher das Gegenteil! Wollten die Mönche vielleicht ihr Unwissen vertuschen? «Nein», sagt Nievergelt, «das konnte man damals durchaus lesen.»

Die Mönche schrieben in Stuben mit nur einem kleinen Fenster oder einer Kerze. Anders als im diffusen Deckenlicht des Lesesaals traten da die eingedrückten Buchstaben deutlicher hervor. Er löscht das Licht und trägt die Handschrift vorsichtig ans Fenster. Behutsam legt er eine Bleikette über die Seiten, um sie niederzuhalten. Tatsächlich: Das schräg einfal-

Die Ausbreitung des Christentums und die Schreibstuben der Klöster bilden den Rahmen für die Anfänge der deutschen Schriftsprache.



lende Tageslicht zaubert die eingedruckte Schrift hervor.

Warum aber griffelte man denn plötzlich auf Althochdeutsch? Die Mönche schrieben doch Tag für Tag lateinisch. «Es gab keine Wörterbücher», erklärt Elvira Glaser. «Latein lernte man aus Latein.» Wusste man ein Wort nicht, fragte man einen Kollegen und schrieb die Umschreibung auf Latein ins Buch. Das ging aber nicht immer: In einem Horaz-Text heisst es «Teque nec laevus vetet ire picus nec vaga cornix» («Und möge dir weder ein Specht zur Linken den Weg verwehren noch eine umherschweifende Krähe»). Wer da «picus» und «cornix» übersetzen wollte, der konnte auf Latein nur «Vögel» schreiben oder musste langschwefige Erklärungen machen. «Da lag es auf der Hand, so gut man konnte, die deutschen Wörter – «spet» und «kre» – zu notieren», sagt die Germanistin. So finden sich viele Glossen gerade als Übersetzungen von Tier- und Pflanzennamen. «In einer Ver-

gil-Handschrift hat ein Mönch das ihm unbekannt lateinische Wort «cithisum» auf Althochdeutsch mit «pinesuge» glossiert», erzählt Glaser und lacht. «Binisüga» meint wörtlich das, was die Bienen saugen, und bezeichnet hier den Klee.»

«Hier ist auch etwas», sagt Andreas Nievergelt, der sich wieder über eine Handschrift gebeugt hat. Aber was? «Das sieht aus wie ein Blatt.» Er zeigt auf eine geschwungene Form. «Hier ist noch eins: ein Blümchen!» Tatsächlich rankt da eine Pflanze den Seitenrand empor. «Wir finden immer wieder Zeichnungen», sagt Nievergelt. Vor ein paar Tagen lachte ihm ein possierliches Fabeltier entgegen: «Es sah aus wie einer der Mumin-Trolle aus den Kinderbüchern von Tove Jansson.»

Viele Handschriften wurden im Unterricht der Klosterschule benutzt – und so sind zwischen den Buchdeckeln die seltsamsten Dinge zu entdecken. Germanische Runenal-

phabete etwa: «So etwas kann eine gelehrte Spielerei gewesen sein», vermutet Glaser. Oder geheimschriftliche Einträge: «Da hat vielleicht ein Lehrer eine Lösung vermerkt, die die Schüler nicht gleich verstehen sollten.» Die Verschlüsselung war simpel, aber effektiv: Die Vokale eines Wortes werden durch die nachfolgenden Konsonanten ersetzt.

Obzöne Zeichen in Bibeln

Manches ist einfach ein Werk der Langeweile. Da findet sich ein Mann mit Hund oder Krakeleien, wie sie in öden Sitzungen heute noch fabriziert werden. Mitunter stösst man sogar auf obszöne Zeichnungen: Genitalien beiderlei Geschlechts treiben da ihr Unwesen gleich neben erbaulichen Bibelpassagen. «Der Mensch scheint schon immer ein kritzelndes Wesen gewesen zu sein», lacht Andreas Nievergelt und zieht die weissen Handschuhe aus. «Lange vor der Erfindung des Telefons.» ◀

KOSTBARE HANDSCHRIFTEN

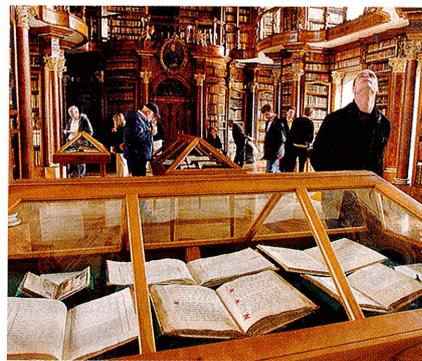
Stiftsbibliothek St. Gallen

«Müssiggang ist der Seele Feind», heisst es in den Ordensregeln des heiligen Benedikts. «Deshalb sollen die Brüder zu bestimmten Zeiten mit Handarbeit, zu bestimmten Stunden mit heiliger Lesung beschäftigt sein.» Auch das im Jahr 612 gegründete Kloster St. Gallen übernahm die Benediktinerregel und machte sich im 8. Jahrhundert daran, eine Bibliothek aufzubauen. Fortan entwickelte sich St. Gallen zu einem blühenden Zentrum von Schreib- und Buchmalerei. Im 18. Jahrhundert liessen die Kloster-Äbte den prunkvollen Barocksaal bauen, der bis heute die Besucher anzieht. Er gilt als einer der schönsten Bibliothekssäle der Welt. Das Herzstück der Stiftsbibliothek St. Gallen ist der kostbarere Bestand an mittelalterlichen Handschriften. Ihre Zahl ist beeindruckend, vor allem aber die Einheitlichkeit und Geschlossenheit der Sammlung. Im Gegensatz zu vielen anderen Klöstern überstand sie unbeschadet die Jahrhunderte.

Virtuelle Bibliothek

Seit 2005 wird an der «Digitalen Stiftsbibliothek St. Gallen» gearbeitet. Dafür werden die schönsten illuminierten Handschriften des 8. bis 11. Jahrhunderts digitalisiert und über das Internet frei zugänglich gemacht. Insgesamt werden 130 frühmittelalterliche Codices in hoher Auflösung digital reproduziert. Eine Datenbank liefert weiterführende Informationen zu den kostbaren Handschriften. Jetzt kann jeder in ihnen blättern.

www.cesg.unifr.ch



Stiftsbibliothek St. Gallen: Sammlung mit 150 000 Büchern und Schriften.